

Walter Dirks

Das Konzil - was nun? Aus der Ansprache eines Laien an eine Pfarrgemeinde

Das, was die Pfarrgemeinde im Gottesvolk sein kann, ist nicht mehr ganz unbestritten. Es gab allerdings eine Zeit, da sie an Wirkung, Rang und Ansehen gewaltig gewachsen war. Es war die Zeit der Unterdrückung des christlichen Lebens unter der Nazidiktatur. Wenn die liturgische Bewegung und die biblische dazu auf dem Konzil den Deutschen viel verdankt, dann nicht zuletzt deshalb, weil die Nazis uns damals nach der Zerstörung oder Auflösung der Verbände und durch die Behinderung vieler anderer Kommunikationsmittel des deutschen Katholizismus auf die Eucharistiefeier und die Schrift zurückgeworfen haben. Damals rückten wir um den Altar zusammen, und wenn die Pfarrgemeinde auch diese einzigartige Bedeutung in einer freien, offenen, dynamischen Gesellschaft nicht mehr in Anspruch nehmen kann, so wird sie doch sowohl als der vom Bischof eingerichtete Seelsorgebezirk als auch als größere Nachbarschaft von Christen, die nahe beieinander wohnen, als auch als regulärer Ort der Altargemeinschaft ein unentbehrlicher Schwerpunkt des Lebens der Kirche Christi bleiben. Es wäre schlimm, wollten wir darüber vergessen, daß sie in einer mobilen Gesellschaft insbesondere in der Großstadt nicht mehr das sein kann, was sie früher gewesen ist. Auch die treuesten Gemeinde-Katholiken, die noch ganz mit ihrer Ortskirche leben, werden das Richtige treffen, wenn sie zwar in der Pfarrgemeinde tun, was sich in ihr tun läßt, aber völlig ohne Eifersucht sehen, was außerhalb ihrer im Dekanat, in der Großstadt, in der Diözese, im deutschen Katholizismus an neuen Formen der Seelsorge und des kirchlichen Lebens getan wird, und wenn sie auch daran mitwirken. Es wäre schlimm, wenn alle diese übergreifenden Dienste nur von gleichsam pfarrlosen, in keiner Pfarrei verwurzelten Einzelkatholiken oder auch überörtlichen Gemeinschaften geleistet würden. Andererseits kann man auf die Dauer kein treuer Pfarrei-Katholik bleiben, wenn man nicht das Leben der Gesamtkirche mitlebt, und das Gottesvolk in der Pfarrei kann nicht wirkliches Gottesvolk sein, wenn es nicht im Gottesvolk der ganzen Kirche aufgeht.

Der Dialog

Fragt man nach ihm und seinen Aufgaben in diesem Jahr 1966, nach der Art, wie er von uns gelebt werden kann, so wird man nichts Besseres tun können, als sich Rat und Antwort beim Konzil zu holen. Volk Gottes zu sein und zu werden, ist der große Ruf, der von Rom aus an uns ergangen ist. Mit dem Bild vom Gottesvolk und seiner Wirklichkeit hängt es eng zusammen, daß der Dialog, daß das Gespräch in Wort und Antwort, Rede und Gegenrede ein Grundgedanke in allen Ergebnissen des Konzils ist. Das ist erstaunlich genug, denn gerade diese unsere katholische Kirche mit ihrem hierarchischen Aufbau, ihrer klaren Unterscheidung von lehrender und hörender Kirche hat doch Jahrhunderte lang eher den Eindruck eines

Monologs gemacht: Der Papst spricht, die Kirche hört und gehorcht. Der Bischof spricht – wir vernehmen willig sein Hirtenwort. Der Pfarrer predigt – wir hören zu, und Entgegnung, Diskussion und Gespräch sind im Gotteshaus ebensowenig üblich wie Zwischenrufe. Die Kirche ist keine Demokratie; sie ist durch Christi Anordnung von oben nach unten konstruiert: Sie entstand aus dem Auftrag und der Vollmacht der Apostel, und niemals wird sie sich in eine Sekte verwandeln, in der die Gläubigen unter Berufung auf ihre eigene Geistsendung Bischöfe absetzen oder ihre Vollmacht, Gottes Wort zu verkündigen, in Zweifel ziehen. Darum klingt die Parole vom Dialog so neu in unserer Kirche. Versuchen wir, sie zu verstehen!

Geordnetes Gespräch

Da wäre z. B. zunächst festzustellen, was uns einfache Kirchenmitglieder auf den ersten Blick nicht so sehr viel anzugehen scheint: Petrus legt wieder Wert darauf, daß er, der erste Apostel und der Apostel eines besonderen Auftrags ist, doch zu allererst einer der Apostel ist. Es war groß und würdig, daß es nicht die Bischöfe waren, die dem Papst diese Einsicht abgerungen und abgezwungen haben. Ein Papst selber, Johannes XXIII., hat von sich aus, ohne die Bürde des Petrusamtes abzuwerfen, sich des Glanzes und mancher Privilegien und Vorrechte entäußert, die teils aus sehr guten Gründen und Notwendigkeiten im Laufe von sechzehn Jahrhunderten, teils auch aus menschlichen, allzumenschlichen Ursachen die Stellung des Papstes fast ins Überirdische gesteigert hatten. Wir können uns glücklich preisen, daß wir diesen großartigen Vorgang sozusagen mit eigenen Augen gesehen haben: Wie Joseph Angelo Roncalli in demütiger und freier Unbefangenheit aus dem Riesenschatten Pius' XII. hinaustrat; als der, der er war, machte er sogleich deutlich, daß er, der väterlichste der letzten Päpste, sich doch im Amt als Bruder verstand, als älterer Bruder der Patriarchen und Bischöfe, aber auch als Bruder aller Christen, ja als Bruder aller Menschen. Brüder aber reden miteinander; zwischen ihnen herrscht nicht die Ordnung des Befehls und der Unterwerfung, sondern die Ordnung des Gesprächs, des Vertrauens im Hin und Her des Wortes und der Antwort, und in einer guten Familie bleibt das auch die Regel, wenn der abwesende Vater dem ältesten Bruder die Aufsicht anvertraut hat. Der älteste Bruder aber, das ist zunächst Christus, und das sind sodann die, denen er dieses Familienamt anvertraut hat. Das müssen wir ins Gefühl bekommen.

Das ist in der Kirche so, weil wir alle Kinder desselben Vaters sind, Papst, Bischöfe, Kleriker und Laien. Bevor das Amt der Kirche redende und lehrende Kirche ist, ist es, wie die ganze Kirche, hörende Kirche.

An zwei Punkten wird das besonders deutlich. Die Schrift spricht von der Kirche in vielen und sehr verschiedenartigen Bildern – sie ist der Weinstock, sie ist ein Haus, dessen Eckstein Christus ist, sie ist eine Stadt, sie ist ein Leib; im Konzil weist die Kirche nichts davon zurück, aber vorzüglich will sie sich nun als das Volk Gottes verstehen. Das Bild vom mystischen Leib Christi, das so lange unser Kirchenverständnis geleitet hat, bleibt wahr und schön; es betont vor allem, daß die Kraft, die jedes Organ und jedes einzelne Mitglied der Kirche mit Leben erfüllt, wie beim leiblichen Organismus von einer Einheit ausgeht. Das Lebensprinzip des in Organe und Zellen gegliederten Organismus ist Christus: Sein Geist belebt jede Zelle. Aber jeder Vergleich hat seine Grenzen, jenseits derer er nicht mehr stimmt. Zellen entscheiden sich nicht und Zellen reden nicht – das ist die Grenze jenes großartigen Bildes vom Leib. Das Gottesvolk aber besteht aus Menschenwesen, die menschlich miteinander leben, die sich ins Antlitz schauen, sich die Hand geben, die miteinander streiten können, die einander achten und lieben können. Vor allem erweisen sie im Wort und in der Antwort, im Dialog miteinander sowohl ihre Selbständigkeit und Freiheit, ihre Mündigkeit, als auch ihren Zusammenhang, ihre Gemeinsamkeit – die Gemeinsamkeit ihres Ursprungs vom gleichen Schöpfer her, ihres Ziels und aller ihrer Unternehmungen. Der Leib entwickelt sich nach dem in ihm wirkenden Gesetz, das Volk dagegen hat eine Geschichte, in der es aktiv handelt, eine Geschichte, für deren Gang sich seine Genossen je verständigen. Dazu ruft das Konzil die Kirche nun durch das Bild vom Gottesvolk besonders auf: nicht mehr Zellen, sondern mündige Christen zu sein, die wach zu hören und vernehmlich zu antworten wissen, im brüderlichen Gespräch.

Gott hat von vornherein unser Heil im Dialog gewirkt; er hat den Menschen als Gesprächspartner angelegt. Gott ruft den Lehmklöß an, das hochentwickelte Tierwesen, das Gott in Jahrtausenden auf diese Stunde hin sich hat bilden lassen – Gott ruft den Hominiden an, und dieses Wort Gottes, ein wahrhaft schöpferisches Wort, gibt diesem die Möglichkeit, zu antworten: »Hier bin ich, Herr.« Der Vor-Mensch bildet sich zum Menschen, indem er antwortet, und er gewinnt dadurch nicht nur die Antwort, sondern auch das Wort selbst zur eigenen Rede. Er wird Mensch im Dialog. Abraham wird Vater des Glaubens und des ersten Gottesvolkes, indem er der unglaublichen Verheißung antwortet. Marias Antwort »Es geschehe nach Deinem Willen« kam ganz aus der Fülle der Gnade, aber sie war eben deshalb auch eine ganz und gar freie menschliche Antwort – sie entschied mit über die Geburt des Gottmenschen. Dessen Ja zum Wort des Vaters, besonders sein »...aber Dein Wille geschehe« im Ölgarten besiegelt unser Heil. Es war die Gabe des Wortes, die

der Geist den Aposteln zu Pfingsten schenkte, und das konziliare Dekret über die Religionsfreiheit schärft uns ein, daß dieses Wort der Verkündigung nicht ohne weiteres den Glauben bewirkt, sondern daß er vom Geist gezeugt als freie Gewissensantwort entsteht. Gott schenkt die Gnade des Glaubens, aber er vergewaltigt nicht. In geheimnisvoller Weise, die kein Verstand ergrübeln kann, setzt seine Kraft unsere Freiheit frei; die Annahme des Glaubens geschieht also im Dialog, als Antwort. Und so ist auch das Leben des Glaubens ein einziger Dialog zwischen uns und den Mitmenschen, besonders mit denen, die uns brauchen, mit den Bedürftigen, mit denen Christus sich identifiziert. Das freieste Wort sodann, das uns geschenkt werden kann, ist das freie Ja zu unserem Tod. Es verwandelt das scheinbar Unfreieste, das verhängte Schicksal unseres Endes, in den Dialog des Heils, in das offenste und reinste Gespräch mit dem liebenden Gott. Seine Antwort ist, daß er uns annimmt und vollendet. Es gehört zu den größten Aufgaben in unserem Leben, diesen Dialog vorzubereiten und zu lernen. Wenn wir Christen etwa den Marxisten nichts anderes anzubieten hätten als solchen christlichen Tod, so hätten wir doch auf ihre am wenigsten gelöste und am meisten verdrängte Existenzfrage die Antwort.

So also sollten wir als Christen leben. Nicht im stummen Ertragen unseres Schicksals, nicht im dauernden Geschwätz, nicht in dem Willen, immer das erste und das letzte Wort zu haben, sondern in einem Gespräch, das aus der Stille kommt, nämlich aus dem Vertrauen in Gottes Liebe, äußert sich der christliche Glaube im Leben. Nur in solchem Hören auf Gott und Hören auf den Nächsten, solchem Reden zu Gott im Gebet und menschlichen Reden zum Bruder baut sich das Volk Gottes auf.

Die Heilige Schrift als Dialog

Sollen wir auf das Wort Gottes hören, so sind wir vor allem auf die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments angewiesen. Das Konzil weist uns mit größtem Nachdruck auf diese sicherste Weise hin, wie Gott zu uns nicht nur gesprochen hat, sondern täglich erneut spricht. Gewiß sieht auch das auf den ersten Blick wie ein Monolog aus – Gott hat gesprochen, die Verfasser der Heiligen Schriften haben es festgehalten, und wir lesen. Aber der Umgang mit der Schrift ist mehr als ein Lesen. Ihr Wort spricht uns an, es fordert uns heraus, es wirbt um unsere Antwort. Unsere Antwort ist zunächst unser redliches Verstehen dessen, was da zu uns gesagt wird, und sodann unser Leben, unser Denken und Fühlen und Handeln. Wir Katholiken kennen die Heilige Schrift am besten durch die Liturgie. Sie hat uns ähnliche Dienste getan wie die Losungsbücher den frommen evangelischen Christen. Das soll so bleiben, aber es genügt nicht. Wir sollen die Schrift auch im Zusammenhang lesen, und wir sollen sie nach unserem Bedürfnis und nach unserer Not

lesen, so wie wir sie brauchen und wie Gott sie uns anbietet. Wir brauchen sie heute noch dringlicher als früher. Im Dialog mit der Welt müssen wir ständig auch neue Worte finden, um die Wahrheit Gottes verständlich zu machen; wir müssen deshalb auch neue Worte, neue Begriffe und neue Theorien zunächst einmal aufnehmen und verstehen, die wir früher, weil sie fremd und feindlich waren oder zu sein schienen, von unseren Ohren, Köpfen und Herzen von vornherein ferngehalten haben. Wenn wir also gründlich die Übersetzungskunst und in ihr viele neue Wörter lernen müssen, brauchen wir immer wieder den Umgang mit dem ursprünglichen Wort Gottes. Dabei dürfen wir auch die Ergebnisse unserer Bibelwissenschaft nicht scheuen. Im Gegenteil: Es gibt nicht zwei Wahrheiten, sondern nur eine Wahrheit Gottes, und die redliche Wissenschaft ist einer der Wege zu ihr. Sie löst die Wahrheit der Schrift nicht auf, sondern legt sie frei. Wir selbst sind keine wissenschaftlichen Exegeten. Aber wir sollten dem Werk unserer Theologen vertrauen und ihnen im Verständnis der Schrift auch folgen, wenn sie Wege gehen, die uns noch nicht vertraut sind.

Ökumenische Einheit

Solcher Umgang wird uns das Gespräch und also die Nähe, Gemeinsamkeit und Einheit mit den evangelischen Christen erleichtern. Daß sie die Bibel gut kennen, daß sie gewohnt sind, mit ihr umzugehen, darüber müssen wir froh sein, und daran müssen wir anknüpfen. Das ökumenische Gespräch, früher nicht immer gerne gesehen, dann als heilsam erkannt, aber auf kirchliche Autoritäten und Theologen beschränkt, ist uns nun allen zur Pflicht geworden – zu einer schönen und großen Pflicht. Das Konzil erwartet von uns, daß wir nun in jedem evangelischen Nachbarn und Kollegen einen Menschen sehen, mit dem wir durch den Glauben an Christus und die Taufe viel enger verbunden sind, als wir durch das Bekenntnis der Konfession von ihm getrennt sind. Diese Einheit der Kirche braucht nicht erst geschaffen zu werden. Sie ist überall dort verwirklicht, wo Christus geglaubt und geliebt wird. Es gibt nur Einen Christus. Dieser Eine Christus ist mitten unter uns, wo zwei oder drei in seinem Namen beieinander sind. (Das gilt u. a. auch für die Mischehe wirklicher Christen. Wir haben weiterhin unsere Sorgen um sie, wir können sie nicht wünschen, aber wo sie geschlossen worden ist, da will Christus nicht ein Streitobjekt oder auch nur ein trennendes oder ausgeklammertes Element sein, sondern da will er mitten in dieser Ehe und mitten in dieser Familie gegenwärtig sein.) Daß wir uns freundlich als Christen grüßen, wenn wir uns auf der Straße zwischen Frühmesse und Hauptgottesdienst begegnen, bedeutet für die ökumenische Einheit nicht weniger als die neuen Übereinstimmungen der Theologen. »Die Freunde meiner Freunde sind meine Freunde.« Jeder Freund Christi ist unser Freund.

Brüderlichkeit zwischen Bischöfen und Priestern

Wie Petrus in die Reihe der Apostel trat, sind die Bischöfe bereit, ihr Amt im brüderlichen Dialog mit den Pfarrern und Kaplänen auszuüben. Nichts gegen den schönen Ehrennamen Vater, nichts gegen die Tugend der Väterlichkeit, zu der sich Erfahrung, Weisheit und fürsorgliche Liebe verbinden. Aber die Bischöfe haben sich vorgenommen, ihren Gehilfen, die wohl die schwersten Lasten der konziliaren Reformen tagtäglich zu tragen haben, als ältere Brüder zur Seite zu stehen, im brüderlichen Gespräch, nahe bei ihren Sorgen. Es fehlt nach dem Konzil nicht an solchen Sorgen. Die Pfarrer und Kapläne und Vikare haben jetzt eine schwere Last zu tragen. Die Änderungen der Liturgie, die Appelle, die im Dekret über das Laienapostolat stehen, die praktischen Konsequenzen aus dem Dekret über den Ökumenismus und alle anderen müssen ja in jeder einzelnen Gemeinde auf je verschiedene Weise in die Praxis umgesetzt werden. Was im Geiste des Gesprächs in der Aula des Petersdomes gewonnen worden ist, kann nicht als Befehl und Anordnung überall auf die gleiche Weise verwirklicht werden, sondern nur in demselben Geist des Gesprächs in Übereinstimmung und durch Übereinstimmung. Der Pfarrer soll die Gemeinde im Geiste des Konzils nicht, wie man heute so oft sagt, »formen«, so als ob er der Bildhauer und die Gemeinde der Tonblock oder gar der Marmorstein wäre, sondern er soll für Gottes und des Menschen Sache, wie das Konzil sie neu beschrieben hat, werben, als Brautwerber Gottes, im verstehenden und klärenden Wort.

Brüderlichkeit zwischen Laien und Priestern

Denn dasselbe Verhältnis, was die Bischöfe zwischen sich und ihren geistlichen Mitarbeitern erstreben, soll auch zwischen dem geistlichen Amt der Kirche insgesamt und den Laien bestehen. Die Mündigkeit des Laien ist in Deutschland schon vor dem Konzil seit Jahrzehnten im steigenden Maß angestrebt worden. Das Konzil gibt diesen Tendenzen recht und will sie nun in allen Teilen der Weltkirche fördern. Das Wichtigste darüber aber steht nicht im Dekret über das Laienapostolat, sondern in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche. Diese ist hierarchisch gegliedert, aber wie im Reiche Gottes manches auf dem Kopf zu stehen scheint, so auch in der um seinetwillen gestifteten Hierarchie. Ihre Spitze, der Papst, nennt sich *servus servorum Dei*, Diener der Diener Gottes; er versteht sich also als den Bruder, der am tiefsten zum Dienst berufen ist. Alle Vollmacht des Priesters ist Vollmacht für den Dienst und nur für den Dienst. Wir sehen im Lichte des Konzils unsere Bischöfe und Priester nicht mehr so sehr als einen besonders geheiligten aus dem Volk ausgesonderten Sakralstand, sondern als Mit-Christen, aber wir wissen, daß sie von Christus zu besonderen Aufträgen und Diensten berufen und bevollmächtigt sind. Es sind Dienste, die keineswegs den Laien als solchen gelten, die allein in der Rolle der Empfänger wären,

sondern dem ganzen Gottesvolk – auch den Bischöfen und Priestern selbst; sie bleiben auch nach ihrer Aussendung Glieder des ungeteilten heiligen Gottesvolkes, getaufte Sünder und Geheiligte. Wir wissen nun, daß die Firmung, die der Bischof spendet, so groß diese seine Vollmacht und diese seine Aufgabe ist, für ihn selbst geringer wiegt als die Firmung, die er empfangen hat – wir wissen nun, daß der Leib des Herrn, den der Priester empfängt, uns viel mehr mit ihm verbindet, als seine Konsekration und Konsekrationsvollmacht ihn von uns unterscheiden. Alles dies bringt unsere Bischöfe und Priester unseren Herzen näher, ohne im geringsten den Respekt zu mindern. Hier liegt, wenn ich recht sehe, eine der wichtigsten Verschiebungen im katholischen Lebensgefühl. Daß wir diese neue brüderliche Nähe zwischen uns und unseren Priestern tief empfinden und von ihr aus unser Verhältnis zueinander neu bestimmen, ist eine Selbsterziehungsaufgabe für beide Teile, eine Aufgabe für Jahrzehnte, ebenso für die Alten wie für die Jungen, nicht zuletzt für die jungen Theologen, aber auch für jedermann in der Gemeinde.

Sendung der Laien

Im übrigen sind die Rechte und Aufgaben des Laien klar; sie müssen nur lernen, sie wahrzunehmen, ohne Furcht und Scheu. Das Dekret über das Laienapostolat spricht uns Selbständigkeit und Eigenverantwortung förmlich zu. Es müssen sich Frauen und Männer finden, die dem Geistlichen mit gebührendem Respekt, doch ohne Angst und Leisetreterei auch ins Angesicht zu widersprechen vermögen. Der Byzantinismus der Laien ist die stärkste Stütze des Klerikalismus. Aber schon ist das Problem viel weniger das, ob man uns Raum gibt, als vielmehr, ob wir überhaupt bereit sind für das, was der Geist Gottes und in seinem Namen die Geistlichkeit von uns will: Wir schulden der Kirche im Geist des Gottesvolkes eine aktive Mitwirkung am Gottesdienst der Gemeinde, Hilfe im Apostolat, diakonische Dienste an jeder Not, ein selbständiges christliches Handeln im Beruf und in der Politik, und wir schulden ihr auch eine Mündigkeit ohne Ängstlichkeit im Leben unserer christlichen Liebe und Ehe.

»Seht, wie sie einander lieben«, hat man einmal von den ersten Gemeinden gesagt. Es gibt nichts Konkretes als die wirkliche Liebe. Sie entdeckt die wirklichen Bedürfnisse, sie kommt dem Nächsten zuvor, sie wetteifert in Vorleistungen, und zwar nicht in frommen Übungen, sondern in nüchterner Solidarität, die alle Not und alles Glück einbegreift. Die Pastorkonstitution »Die Kirche in der Welt von heute« beginnt mit dem schönen Satz: »Freude und Hoffnung, Bedrängnis und Trauer der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind zugleich auch Freude und Hoffnung, Trauer und Bedrängnis der Jünger Jesu.«

Wenn wir in seltenen Stunden, etwa in einem eucharisti-

schen Gottesdienst, in dem uns Gott ganz und gar an sein Herz genommen hat, das Gefühl haben sollten, einen Vorgeschmack des Himmels gespürt zu haben, nun, *ite, missa est*: Gehet, ihr seid gesendet: Genau dies, genau diese Gottesherrschaft und dieser Gottesfriede soll draußen weiterleben, in jeder Stunde und in jedem Mitchristen, und genau dies soll hinauswirken auch auf die Freunde und Kinder Gottes, die nicht zu uns gehören. Der Friedensgruß in der Messe und die Fußwaschung am Gründonnerstag sind nur Zeichen; das gemeinsame Opfer- und Liebesmahl ist mehr, es ist Gewähr der Gegenwart des Gottessohnes, unseres ersten Bruders Jesus Christus – aber dies alles geschieht nicht um des Kultes willen, sondern um der Herrschaft Gottes willen, und alle kirchliche Ordnung und Veranstaltung vom Papsttum an bis zum Kirchenvorstand, dem Vereinswesen, der Wallfahrt und dem Klingelbeutel hat einzig und allein zum Endzweck eben jene Liebesherrschaft Gottes in jeder Stunde und in jeder Stube. Das Konzil stört uns gewaltig bei der Nabelschau des katholischen Systems der Wahrheit, es reißt uns aus jeder um sich selbst kreisenden Religion heraus: Christus zeigt immer wieder von sich selbst weg auf den Vater und auf den Bruder. Gott ist um jedes Menschen willen und um jedes Menschen menschlichen Nervs willen Mensch geworden, gestorben und auferstanden; er hat seinen ungeheuerlichen Wunsch, wir möchten in jeder Stunde und an jedem Ort wahre Menschen und wahre Gotteskinder sein, nicht nur an die Heiligen, die Geistlichen und die Mönche und Ordensschwwestern gerichtet, sondern an jeden einzelnen ohne Ausnahme. Das haben wir zu oft vergessen, wenn wir in der Kirche nur eine Garantie unseres Heilsschicksals sahen, eine Heilsversicherung mit nicht ganz billigen Prämien, aber unter erträglichen Bedingungen. Jeder hat immer wieder die Chance, sich aus dem Gewohnheitschristentum herauszureißen oder herauslieben lassen; aber das Konzil ist ein Ruf an uns alle, eine Gnadenstunde für die Kirche als ganze Kirche und also für jede katholische Gemeinde. Die ganze Mündigkeit der Laien ist ein Nichts, wenn sie sich nicht darin erfüllt, diese Stunde zu nutzen. Gott wird uns im Gericht danach fragen, wie wir sie genutzt haben, und er wird auch die geringste Mühe zu danken wissen, die wir jetzt in diesen Jahren für sein Werk, das Konzil, und also für ihn selbst aufbringen.

Aufgabe der Verbände

Diesem Werk vor allem sollen auch die Vereine und Verbände dienen. Gewiß bleiben manchen von ihnen auch andersartige Aufgaben, etwa die Vertretung kulturpolitischer Interessen in der Gesellschaft und gegenüber dem Staat. Aber selbst in der Wahrnehmung dieser Aufgaben geht es nur dann mit rechten Dingen zu, wenn sie von ihren mündigen Mitgliedern eindeutige Aufträge und Mandate haben. Deshalb sind auch sie zunächst einmal

wie viele andere Vereine, die von vornherein mehr nach innen als nach außen wirken, daran interessiert, daß ihre Mitglieder gebildet werden. Bildung, zeitgenössische und politische Bildung, sodann religiöse Bildung im Geiste des Konzils, schließlich und zu allererst Gewissensbildung ist von nun an die allererste Aufgabe aller Vereine. Gebildet ist, wer die Welt und sich selbst in ihr soweit versteht, daß er wirksam und verantwortlich leben und handeln kann, wo immer er steht. Die Vereine und Verbände haben keine größere Aufgabe, als ihre Mitglieder in diesem Sinne für ihr eigenes Leben auszurüsten. Auch dazu bedarf es des Gesprächs, also genügend kleiner Untergruppen, wenn die Vereine zu groß sind. Doch wissen wir inzwischen, daß heute nicht mehr jedermann genötigt werden kann, den Weg über unser Organisations-system zu gehen. Familiengruppen und andere kleine Gruppen ähnlicher Art, dialogische Gemeinschaften sozusagen, sind für manchen eine Ergänzung seiner Vereinstätigkeit, für andere treten sie an die Stelle der Vereine. Und nicht nur der Pfarrer hat seine Verantwortung für die Einzelgänger und für die sogenannten Randchristen, sondern jeder lebendige Christ teilt diese Verantwortung. Sie schließt auch die »Neuheiden« ein, die Gleichgültigen und vor allem auch die, unter denen wir heute die wertvollsten Zeitgenossen finden: die menschlich gesinnten Zweifelnden, die Agnostiker, die Anhänger des unbekanntes Gottes. Diese unsere Verantwortung ist manchmal von Nachbar zu Nachbar, manchmal im Betrieb oder Büro auf gar nicht voraussehbare Weise in Wort und Tat umzusetzen – in ein gutes Wort und in eine solidarische oder aus der Liebe kommende kleine oder große Tat. Sie muß nicht zuletzt in solidarische Mitarbeit in allen Strukturen und Organisationen der modernen Gesellschaft umgesetzt werden. Katholische Christen sollen sich nicht abschließen, sondern anwesend sein, mitverantwortlich sein. Allerdings ist das moderne Apostolat diskret. Die teilnehmende und solidarische Gegenwart des Christen ist fast immer nicht nur die Voraussetzung jeder missionarischen Tätigkeit, sondern oft genug sogar ihre zunächst einzige mögliche Form.

Ehegemeinschaft

Die intimste Gemeinschaft des Gesprächs, ganz und gar Dialog, Wort und Antwort, ist die Ehe. Der Ausgang des Konzils hat vor allem dem Gewissen und der Bildung der Eheleute viel zugemutet, hat uns freilich auch gestärkt und ermutigt. Die Kirche ist erfahren und weise genug, um auch die Gefahren und Versuchungen, die Mißbräuche und Entgleitungen, und vor allem die Sünde zu kennen, aber sie denkt nicht mehr im ersten Augenblick sogleich an diese Gefahren und Versuchungen – sie erklärt sich solidarisch mit der Liebe der Geschlechter, sie empfindet sie mit. Was in der Pastoral-konstitution »Die Kirche in der Welt von heute« über die

Liebe gesagt wurde, macht uns alten Eheleuten, aber auch den jungen Menschen, welche die ersten tastenden Schritte tun, zunächst einmal Mut zu Liebe und Zärtlichkeit. Jener erste Satz gilt auch für das Ehekapitel. »Die Freude und die Hoffnung« der Liebenden und ebenso ihre Sorge und Not ist auch die Freude und Hoffnung, die Sorge und Not der Kirche. Sie hat den Weg zur verantworteten Elternschaft, zur Verantwortung auch für die Kinderzahl geöffnet – und jedermann sollte empfinden, daß das nicht eine Konzession war, sondern ein christlicher Fortschritt: Die Ehe, in der die Zahl der Kinder vor Gottes Angesicht verantwortet wird, ist eine höhere Stufe der Ehe, als die, in der man diese Frage der Natur überließ. Daß Mißbrauch möglich ist, widerspricht dem nicht: Jeder Schritt in größere Freiheit und Verantwortung hinein muß mit dem Risiko des Mißbrauchs bezahlt werden; aber der Gewinn ist größer als der Verlust. Wir sollten aus der Unsicherheit, die noch geblieben ist, das Beste machen. Die Konstitution spricht unser Gewissen an. Es ist vielleicht eine heilsame Zeit, in der wir zu allererst auf das Gewissen, und das bedeutet christlich freilich nicht auf unsere Willkür, sondern auf das Gebet und das Gespräch mit Gott, und sodann auf das sorgfältige Bemühen um die wahre Erkenntnis verwiesen werden, um in dieser Sache Gottes Willen recht erfüllen zu können.

Die Versöhnung

Wer sich zu Weihnachten darauf beschränkte, befriedigende Genugtuung über den vom Papst angeregten Waffenstillstand in Vietnam zu empfinden, hat das Konzil nicht verstanden. »Die Sorge und Bedrängnis aller Menschen sind die Sorgen und Bedrängnisse auch der Jünger Jesu.« Paul VI. hat durch seine Reise zur UNO, und die polnischen und deutschen Bischöfe haben uns durch ihren Briefwechsel demonstriert, was das Konzil in diesen Dingen von uns erwartet. Nicht durch Krieg läßt sich diese Not abwenden und auch aller innenpolitische Streit nicht durch das objektive Gesetz von Aktion und Reaktion, von Druck und Gegendruck, sondern durch den Dialog: durch das auf Versöhnung gerichtete Wort. Wir sind als lebendige Kirche dazu berechtigt und dazu verpflichtet. Auch wenn es aktuell und nüchtern ist, kann das auf Frieden hin gerichtete politische Wort aus der Einheit aller Kinder des Schöpfergottes kommen und auf die zukünftige Einheit im Reiche Gottes abzielen. So wie jedes gute Wort zwischen Eheleuten und zwischen anderen Leuten ein Nachwirken des ersten Paradieses und eine Vorwegnahme des zukünftigen Heiles ist, so ist auch die Politik des Gesprächs, der Vorleistung, der Versöhnung, des geordneten Friedens Heilspolitik, Aufgabe der Christen in der einen Menschheit. Auch in dieser Sache ist Information und politische Bildung und Gewissensbildung die allererste Konsequenz des Konzils. Es verlangt den wachen politisch gebildeten und politisch engagierten Christen.

Viele fühlen sich durch alles dies überfordert. Wir erleben zur Zeit das sonderbare Schauspiel, daß sich gerade manche sehr korrekte und treue Kirchenchristen gegen die Dekrete aus Rom, vor allem auch gegen das Dekret über die Heilige Liturgie auflehnen. Aber eine höhere Autorität als das mit und unter dem Papst feierlich verkündende Konzil gibt es schlechterdings nicht. Wollen diese sonst so autoritätsgläubigen Christen konsequent sein, so werden sie sich schon die Mühe geben müssen, die Absichten jener höchsten Autorität zunächst zu verstehen und ihnen dann zu folgen. Manche von ihnen richten sich selbst durch die Tonart und Sprache, mit der sie etwa den Alleingebrauch des Lateinischen oder das vertraute Zeremoniell der Messe im vertrauten Altarraum verteidigen. Sie zeigen vielfach durch die Wahl ihrer Worte, daß sie nicht die Sache Christi führen, sondern die ihrer eigenen Gewohnheit, ihres eigenen Sicherheitsbedürfnisses und ihrer eigenen ästhetischen Empfindungen. Aber auch mit ihnen sollten wir Geduld haben; erst recht mit denen, die aus weniger anfechtbaren Gründen noch nicht mitkommen. Das Konzil erwartet auch in seiner eigenen Sache von uns den Dialog: daß wir nicht nur im einsamen Studium der Konstitutionen und Dekrete, sondern in der ständigen Auseinandersetzung allmählich immer besser verstehen, was gemeint ist, und immer lebendiger verwirklichen, was davon zu verwirklichen unsere Sache ist. Das Konzil setzt sich fort: in den Beratungen der Bischofskonferenzen, in der Arbeit der Ordinariate, im Dialog der Theologen auf den Universitäten und in den Büchern und Zeitschriften, in den Zusammenkünften der Pfarrer und Kapläne, in der Arbeit der Pfarreien, in den Katholischen Akademien und Bildungswerken, in Vereinen und Verbänden, in kleinen Gruppen und Zirkeln, in den Religionsstunden und in der Arbeit der Schule, am Familientisch im Gespräch der Kinder und mit den Kindern, im ehelichen Zwiegespräch, in der großen und kleinen Politik, im Werk Misereor und im Werk Adveniat – vor allem aber im Herzen jedes Christen. Der tiefste Dialog des Heils geschieht im Gebet und im Sakrament, in der Zwiesprache mit dem, der unser Herz besser kennt als wir selbst, und in der von Gebet, Gespräch und Lobgesang begleiteten eucharistischen Mahl-Versammlung der Gemeinde, in der Christus in der Vergegenwärtigung seines Opfers mitten unter uns gegenwärtig wird. Hier ist eine Mitte, von hier aus darf der Dialog mit der Welt in uns und außer uns gewagt werden, den das Konzil uns aufgetragen hat. Wir selbst sind Kirche, und wir selbst sind Welt, und es gehört zu den beglückendsten Neuigkeiten aus Rom, daß das Konzil uns nicht nur helfen will, die Kirche in uns stark und lebendig zu machen, sondern auch so oft seine Sympathie und seine Solidarität mit dem Stück Welt in uns selbst erklärt hat: mit unserem

Lebensinteresse, mit unserem Leib, mit unserer ehelichen oder bräutlichen Liebe, mit unserem Beruf, unserer politischen Lage und Entscheidung, mit unserer Einsicht und Verantwortung. Kirche und Welt sollen in uns selbst mit sich ins reine kommen, die Kluft zwischen der Frömmigkeit und unserem zeitgenössischen Bewußtsein soll geschlossen werden, nicht freilich in einer Rechnung, die glatt aufgeht, sondern in dem Geist, der uns tröstet, aber auch aus der Bequemlichkeit aufscheucht und beunruhigt. »Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?« »Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, so möget ihr bitten, um was ihr wollt: es wird euch zuteil werden.« Das ist ein Wort, daran sollte man sich halten können.

in: *Diakonia* 1(1966) 132-146

Leonhard M. Weber
Gesundheit,
Krankheit und
Heilung
im Verständnis
der Theologie

Die Frage nach der Gesundheit, Krankheit und Heilung ist nicht allein ein medizinisches, soziales oder wirtschaftliches, sondern zuerst ein gesamt menschliches Problem. Das Gesunde und Kranke rührt an die Existenz des Menschen selbst. Es bedeutet für ihn ein Innewerden seiner eigentlichen Situation. Es führt zur Erfahrung dessen, was wir Leben und Sterben nennen. Es verdeutlicht das zentrale Problem des Seins oder Nichtseins. So ist es begrifflich, daß sich hier auch die Theologie mitgefragt und in mannigfacher Weise mitbeteiligt weiß. Und die Art ihrer Mitbeteiligung dürfte sowohl für die eigenen Problemkreise der Theologie als auch für das konkrete Empfinden der Menschen nicht ohne Einfluß und Bedeutung sein. Zur Erhellung und kritischen Beurteilung dieser Tatsache sei zunächst auf die begrifflichen Ansätze hingewiesen, von denen das theologische Verständnis der Gesundheit, Krankheit und Heilung ausgeht und geprägt wird⁽¹⁾. Dann sollen einige der theologischen Perspektiven aufgezeigt und in ihrer heilsgeschichtlichen Bedeutung herausgestellt werden⁽²⁾. Schließlich – und das ist hier das Hauptanliegen – wird es darum gehen, noch eine Anzahl Daten und Konsequenzen zu diskutieren, die sich aus dem Vorausgegangenen ergeben und sich wissenschaftlich und pastoral als dringlich erweisen⁽³⁾. Manche der erörterten Fragen gehen auf eigene frühere Veröffentlichungen zurück¹, deren Ergebnisse zum Teil wiederholt, zusammengefaßt und weiterentwickelt werden.

¹ L. M. WEBER, *Medizin und Theologie*, in: *Festgabe* [der Universität Fribourg] *an die Schweizer Katholiken*, Fribourg 1954, 479–492; ders., *Gedanken zum theologischen Verständnis der Krankheit*, in: *Moralprobleme im Umbruch der Zeit*, hrsg. von V. REDLICH, Mün-